



Pablo Tusset
IM NAMEN DES SCHWEINS

Aus dem Spanischen
von Ralph Amann

FRANKFURTER  VERLAGSANSTALT

Titel der Originalausgabe:
EN EL NOMBRE DEL CERDO
© 2006 by Pablo Tusset
© 2006 by Ediciones Destino, S.A., Barcelona

Für JMP,
ein guter Mann, den ich kaltblütig umgebracht habe.

Für Mercedes,
seine Witwe, die mir das nie verzeihen wird.

Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Frankfurter Verlagsanstalt GmbH, Frankfurt am Main 2008
Alle Rechte vorbehalten
Herstellung und Schutzumschlaggestaltung: Laura J Gerlach
unter Verwendung eines Gemäldes von Gonzalo Goytisolo
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-627-00148-3

Prolog

Weder Hauptkommissar Pujol noch sein Assistent Varela hatten etwas Vernünftiges gefrühstückt, um gewappnet sein zu können für das, was ihnen an diesem Vormittag noch bevorstand. Bereits nach etwa einer Stunde fühlt der Kommissar ein Loch in seinem Bauch. Zudem findet er den granatfarbenen Peugeot 205, den sie vom Kommissariat gestellt bekommen haben, zu klein. Und als ob das nicht schon genug wäre, saust der Wagen schneller über die Autobahn, als es ihm ratsam zu sein scheint. Pujol kann sich überhaupt nicht in seinem Sitz entspannen.

»Varela, wir sind nicht die Feuerwehr.«

»Wie bitte?«

»Machen Sie bitte ein bisschen langsamer, tun Sie mir den Gefallen.«

Varela geht vom Gaspedal, leicht gekränkt wegen der Ermahnung. Ein bisschen zu scharf der Ton für seinen Geschmack. Auch wenn es nur daran liegt, dass der Kommissar heiser ist. Dem Kommissar wiederum wäre es lieber gewesen, wenn ihn heute jemand begleitet hätte, der etwas erfahrener ist oder der zumindest weniger Respekt vor ihm hat. Er drückt am Radio herum, bis er einen Sender gefunden hat: *Qué horas son en Mozambique / Qué horas son en el Japón* ... Im Wagen muffelt es unerträglich nach kaltem Rauch, was den Kommissar zusätzlich nervt. Er mußte sich bücken, um eine Kippe aufzulesen, die jemand auf der Fußmatte ausgedrückt hat. Wieder so ein Inspektor, der zu faul war, den Aschenbecher zu benutzen. Der Missstand wird im Notizbuch ver-

merkt. *Doce de la mañana en La Habana, Cuba* ... Sobald sie zurück sind, wird er mit jemandem vom Fuhrpark reden müssen oder mit dem Reinigungsdienst. Die Leute benehmen sich wie die Schweine, was solche Dinge betrifft. *Me gustan los aviones, me gustas tú / Me gusta viajar, me gustas tú* ...

»Varela, wissen Sie zufällig, von wem das Lied ist?«

Varela kann sich nicht auf beides gleichzeitig konzentrieren, auf die Fahrbahn und die Musik, weshalb er die Geschwindigkeit noch weiter drosselt:

»Wie bitte?«

»Das Lied, das wir gerade hören.« Der Kommissar zeigt auf das Radio.

»Ah ... Manu Chao.«

»Wie ein Eselskarren müssen wir ja nun auch nicht gleich fahren ... Und was ist Manutschau: Ist das eine neue Musikrichtung?«

»Was meinen Sie ...?«

»Manutschau?«

»Nein ... das ist ein Sänger.«

»Wissen Sie, wie sich das schreibt?«

»Mmh ... Das kann ich Ihnen auch nicht genau sagen ... Vermutlich so, wie man es spricht.«

Der Kommissar holt erneut sein Notizbuch unter dem Pullover hervor. Er schreibt »Manutschau« hinein, genau so wie man es spricht. *Me gusta marihuana, me gustas tú / Me gusta colombiana, me gustas tú* ...

»Da können die vom Ministerium wieder eine kleine Kampagne starten ...«

»Wie bitte?«

»Nichts ... Was ist das für ein Auto?«

Der Kommissar zeigt auf den Wagen, der sie mit unge-

heurer Geschwindigkeit auf der linken Spur überholt.

»Der da? Ein Audi, ein A3 ...«

»Wenn wir hundertzwanzig fahren, muss der locker hundertachtzig drauf haben ... Kein Wunder, dass die sich umbringen.«

»Fast niemand fährt hundertzwanzig auf der Autobahn ...«, wagt Varela einzuwerfen.

»Ich schon ... und Sie auch so lange Sie im Dienst sind.« Pause. »Sind die teuer?«

»Wer?«

»Über was haben wir wohl gesprochen, Varela? ... Über den Audi: Ob die kleinen Modelle von Audi teuer sind, habe ich Sie gefragt ...«

»Das kann ich Ihnen leider auch nicht genau sagen.«

In Anbetracht der spärlichen Unterhaltung, die sich mit Varela bietet, konzentriert sich der Kommissar wieder auf die Landschaft. Er sollte heute Vormittag sowieso besser seine Stimme schonen. Das Stadtzentrum haben sie bereits weit hinter sich gelassen, auch die Randgebiete mit dem breiten Speckgürtel und den Industriegebieten. Das Grau hat sich verflüchtigt, der Himmel wird immer blauer, je mehr der Morgen hereinbricht. Hinter den ersten Bäumen im Nordosten tauchen die Felder und Bauernhöfe auf, alleinstehende Häuser, zuerst aus Luft- und Dachziegeln, dann aus Stein und Schiefer, stetig steigt die Straße an und windet sich in immer geschwungeneren Kurven durch die Landschaft. Der Kommissar lässt sein Fenster ein wenig herunter, um frische Luft zu schnappen. Sie ist so ganz anders als die Nachtluft der Stadt, die noch im Auto hängt. Die Strecke, die sie an diesem Frühlingssonntag zurücklegen, ist identisch mit der, die er ei-

gentlich jeden Samstag früh mit seiner Frau im eigenen Auto fährt, einem großen Peugeot, in dem es nach Lavendel duftet. Doch für gewöhnlich biegen sie hier von der Autobahn ab und nehmen die Landstraße Richtung Küste. An diesem Sonntagmorgen fahren sie noch ein gutes Stück weiter Richtung Norden. Als der Kommissar die ersten Weiden sieht, fühlt er sich augenblicklich wohler. Er hat sich immer als ein Mensch der Berge verstanden, einer, der in der Stadt nur im Exil lebt, obwohl sie eigentlich nicht zu ihm passt. Sie nehmen eine Straße, die westlich immer tiefer in das Landesinnere hineinführt. Sie steigt an, bis sie auf ein hochgelegenes, breites Tal stoßen, das gleichzeitig die Grenze der Region ist. Auf einer kurvigen Straße fahren sie immer tiefer hinein in einen dichten Wald.

»Sind wir hier richtig?«, fragt der Kommissar zögernd.

»Wenn man den Schildern glaubt, ja...«

»Darauf kann man sich nicht verlassen. Wenn ein Inspektor der Mordkommission seine Zigarette in einem Auto der Dienststelle ausdrückt, dann können Sie sich ja vorstellen, was ein Hilfsarbeiter des Verkehrsamts mit Straßenschildern anstellt.«

Doch das ermüdende Zickzack des Sträßleins scheint sie gleichwohl an den richtigen Ort zu führen: SAN JUAN DEL HORLÁ steht auf einem kleinen, beschmierten Wegweiser. Direkt davor wartet ein Citroën der örtlichen Polizei am Straßenrand. Die uniformierten Beamten, ein Mann und eine Frau, stehen neben dem Wagen und schauen in die Richtung, aus der der kleine granatfarbene Peugeot angefahren kommt. Das Blaulicht haben sie angelassen.

»Was für eine idiotische Art und Weise der Batteriever-schwendung«, grummelt der Kommissar.

»Wie bitte?«

»Das Blaulicht... Glauben die denn, wir hätten sie sonst nicht erkannt?«

Der Kommissar schnallt den Sicherheitsgurt ab. Mit einigen Schwierigkeiten steigt er aus. Eine Hand stützt sich dabei am Dach ab. Dann tritt er ohne sein Jackett zu nehmen hinaus auf die schattige Straße. Ein perlgrauer Pullover muss einem Mann der Berge reichen, selbst wenn er im urbanen Exil hängen geblieben ist. Er schaut auf den steilen Felsen, der aus dem Gebirgsmassiv herausragt. Ein quadratisches Haupt aus grauem Stein, das auf zwei niedrigeren Schultern sitzt. Das ist der Monte Horlá: Der Kommissar kennt ihn von Fotos. Er streckt ein Bein aus, dann das andere, geht dann schnurstracks auf die unschlüssig herumstehenden uniformierten Beamten zu, die auf einen Vorgesetzten aus der Hauptstadt warten. Sie wissen ja noch nicht, dass der so ordentlich wirkende Mann um die sechzig, der da gerade aus dem winzigen Peugeot herausgeklettert ist, eben jenes hohe Tier aus der Stadt ist.

Dem Kommissar wurde es nicht in die Wiege gelegt, einnehmend zu lächeln. Deshalb lässt er es bleiben:

»Guten Tag. Hauptkommissar Pujol vom zentralen Morddezernat.« Er deutet auf seinen Hals, um zu verstehen zu geben, dass seine Stimme normalerweise anders klingt. Die Beamten grüßen jetzt zackig. Mit einer lässigen Handbewegung grüßt der Kommissar zurück.

»Kann man auf dem Weg noch irgendwo einen Kaffee trinken? Ich würde gern etwas Heißes trinken. Wegen meiner Stimme...« Der ortskundige Beamte bejaht.

Der Tatort sei nur etwa zwei Kilometer entfernt, dort gebe es Kaffeeautomaten. Der Kommissar gibt zu verstehen, dass sie hinter ihnen herfahren werden. Diesmal gelingt ihm sogar ein Lächeln, nicht aus Höflichkeit, sondern weil er sich auf eine Tasse heißen Kaffees freut. Bei der Gelegenheit schaut er der weiblichen Beamtin scharf in die Augen. Der Kommissar weiß zu gut, dessen hat er sich oft genug vor dem Spiegel vergewissert, dass bei ihm höchstens ein Lächeln die Defizite seiner Erscheinung wieder wettmachen kann.

Sie steigen in die Autos. Es ist ein klarer Tag. Der letzte Frühnebel steigt im gelben Sonnenlicht neben der Landstraße empor. Eine verlassene Fabrik, eine zerfallene Wassermühle und eine Steinbrücke, die über den Bach führt, lassen sie hinter sich zurück. Dann fahren sie wieder tiefer in den Wald hinein, der über ihnen zusammenwächst wie ein lichtdurchlässiger Laubtunnel. Der Kommissar sieht ein rot-weißes Industriegebäude, das sich in die dichte Vegetation duckt und aussieht wie ein notgelandetes Raumschiff. Zwischen den Bäumen ist das viereckige Türmchen zu erkennen, an dessen Ende das Firmenlogo gemalt ist: UNI-PORC. Alles in demselben leuchtendem Rot auf weißem Hintergrund.

Als sie am Ende eines mehr schlecht als recht asphaltierten Weges angekommen sind, biegen sie nach links und stehen vor einem Tor, das von einem Wachdienst aus einer Pförtnerloge gesichert wird. Als die beiden Wagen ankommen, hebt sich ohne weitere Umstände die Schranke. Die Parkfläche auf dem Gelände ist weitläufig. Obwohl zwei große Kühllaster und mehrere Lieferwagen dort stehen, wirkt der Platz verlassen. Die

Flotte ist komplett in den weiß-roten Firmenfarben gespritzt und mit dem Firmenlogo versehen. Die anderen Autos stehen in der Nähe der Büros und des Eingangsbereichs: ein weiterer Citroën sowie zwei Polizeimotorräder, mehrere Personenwagen, ein Sportwagen, zwei dunkle, glänzende Limousinen und ein Geländekrankenwagen mit Blaulicht.

Der Kommissar räuspert sich, während sie neben dem Citroën parken. Varela nimmt an, dass er sich gleich zu einem weiteren Kommentar über Batterieverschwendung hinreißen lässt.

»Varela, wie viele Leichen haben Sie schon gesehen?«

»Wie bitte?«

»Leichen, Tote. Wie viele haben Sie gesehen?«

»Keine Ahnung . . . Einige.«

»Auch schon was Spektakulärereres?«

»Na, ja . . . eher das Normale halt: Erstochene, auch einen Gesteinigten . . .«

»Gut; das hier ist etwas spezieller. Solange ich Ihnen nichts anderes sage, folgen Sie mir wie ein Schatten, wohin auch immer ich gehe. Und halten Sie sich bereit, um alles zu notieren, was ich gern notiert hätte. Verstanden?«

»Verstanden.«

Diesmal nimmt der Kommissar sein Jackett von der Rückbank und zieht es an. Das Ultramarin des Stoffes passt zu dem der Krawatte, auf der auch winzige weiße Monde zu sehen sind. Ihm ist nicht kalt, aber er wird vermutlich mit dem einen oder anderen Politiker zu reden haben. Und mit der Richterin, die genervt sein dürfte, weil sie schon so früh hier sein musste. Er hofft darauf, dass wenigstens irgendein Gerichtsmediziner

der regionalen Mordkommission auf ihn gewartet hat. Fürs Erste, denkt er, kommt es nun darauf an, auf alle Details zu achten: so, wie sie ihm zufällig in den Weg kommen. Er bleibt vor dem geparkten Sportwagen stehen. Es ist ein schwarzer Porsche 911 Cabriolet mit einem cremefarbenen Stoffdach und goldenen Felgen. Es scheint sich um ein älteres Modell zu handeln, möglicherweise aus den sechziger Jahren. Auf dem Nummernschild stehen noch nicht einmal Buchstaben. Die ganze Gefolgschaft des Kommissars, Varela und die zwei Polizisten, warten und schauen sich auf die Schuhspitzen, während der Kommissar neugierig durch die Scheiben in den Porsche späht. Er hat sich leicht vorgebeugt und die Arme auf dem Rücken verschränkt. Auf dem Beifahrersitz sieht er ein schwarz eingebundenes Buch. Er kann den Autor nicht erkennen, aber den Titel lesen: *Los Cantos de Maldoror*. Das sagt dem Kommissar rein gar nichts.

Dann gehen sie unverzüglich durch die Glastüren, die sich automatisch öffnen, in die Eingangshalle. Der Angestellte hinter der Empfangstheke steht der Schrecken noch ins Gesicht geschrieben. Sie hat zum Telefonieren eine Art Kopfhörer auf. In der Augenbraue steckt ein silbernes Spießchen, so wie sie jetzt modern sind. Die Kontrolle im Eingangsbereich haben zwei der hiesigen Beamten übernommen, die sofort grüßen, als der Kommissar hereinkommt. Sie erhalten eine seiner vagen Handbewegungen zur Antwort. Die gesamte Eingangshalle im Stil der Neunziger strahlt etwas Luxuriöses aus: mit Anilin aufgehellte Fichte, matter Stahl, Halogenlampen und große, leuchtend rote Sessel, die wie Blutgerinnsel auf dem Parkett stehen. Die

beiden Computer auf der Theke sind ebenfalls rot und von Apple. Der Kommissar hat das Modell schon woanders gesehen. Es sieht aus wie ein großes transluzides Ei. Normalerweise stehen diese Dinge nicht in einer Eingangshalle... Er würde wetten, dass der Leiter des Unternehmens noch keine vierzig Jahre alt ist und einen sehr viel älteren Schlachthof geerbt hat, der vor dem jetzigen Schiff einmal hier gestanden haben dürfte. Seine Jugendjahre wird er in der Hauptstadt verbracht haben, und der Porsche am Eingang dürfte auch ihm gehören. Er nimmt sich vor, die Dinge heute vorherzusehen. Das bringt ihn ein zweites Mal an diesem Vormittag zum Schmunzeln: mit dieser Art von Ratespielchen hat er sich das letzte Mal vor genau zwölf Jahren die Zeit vertrieben. Es ist die Gelegenheit, vermutlich die letzte, bevor er pensioniert wird.

Im zweiten Stock steigen sie aus dem Fahrstuhl. Einer der Beamten überholt sie und klopft an eine Doppeltür, um sie anzukündigen. Drinnen hört man das Rücken von Stühlen. Als der Kommissar und Varela den Saal betreten, streckt ihnen ein Mann um die vierzig mit Rollkragenpulli, langen, feinen Koteletten und einem leuchtenden Ohrring im linken Ohr bereits die Hand hin. Er stellt sich vor:

»Berganza, von der regionalen Mordkommission.«
Dann zeigt er auf die restlichen Anwesenden: »Prades, Gerichtsmediziner. Gálvez, mein Assistent.«

»Guten Tag«, der Kommissar macht eine Geste zur Begrüßung, die allen gilt. Es erscheint ihm überflüssig, sich vorzustellen, so dass er lediglich Varela einführt, der ein zaghaftes »Hallo« von sich gibt. »Gut, wie ich

sehe, sind wir unter uns. Das heißt, habe ich sie unterbrochen beim Vernehmen des Zeugen?»

Der Kommissar deutet auf eine Person, die ihm noch nicht vorgestellt wurde und die an der langen Tafel sitzen geblieben ist. Blau gefärbte Haare, eine schreckliche Narbe, die quer übers Gesicht und ein Augenlid läuft.

»Nein, wir sind fertig. Der Herr ist einer der Angestellten, der die Leiche gefunden hat, als er seine Schicht begann ... Möchten Sie ihm Fragen stellen ...?»

Den Kommissar irritiert es leicht, dass Berganza beim Sprechen an dem Ohrläppchen reibt, in dem ein Ohrring steckt. Der Gerichtsmediziner Prades trägt ein Jackett und ein Hemd sowie eine schwarze Brille.

»Nein ... Im Augenblick habe ich keine Fragen.«

»Wir haben auch die beiden Wachleute noch dabehalten, die im Dienst waren, und den Rest der Angestellten, die vom ersten Streifenwagen angetroffen wurden. Alles in allem sind es nicht viele: insgesamt fünf. Außerdem laufen hier noch die Richterin, der Eigentümer des Schlachthofs und ein Abgesandter der Regierung herum, der soeben eingetroffen ist. Sie sind hinuntergegangen, um einen Kaffee zu trinken. Soll ich wen losschicken, um jemanden von ihnen zu holen?»

»Später. Mir ist lieber, wenn wir zuerst miteinander sprechen. Wissen Sie, ob dem Eigentümer der Sportwagen gehört, der draußen steht?»

»Ja, und wie es scheint, alles andere hier in der Gegend auch«, antwortet Berganza. »Der Abgesandte der Regierung ist ein Cousin von ihm, und die meisten Bürgermeister hier in der Gegend sind es auch. Wir sind

nicht in der Hauptstadt, hier funktioniert immer noch alles über familiäre Beziehungen ...«

»Ist er jung?»

Berganza lässt endlich seinen Ohrring in Frieden: »Um die sechzig, würde ich schätzen, aber das sieht man ihm nicht an. Er läuft rum, als wäre er fünfunddreißig und fährt Auto, als wäre er zwanzig. Er kam mit quiet-schenden Reifen in seinem Porsche hier angebraust. Das ist übrigens ein kostbarer Oldtimer. Haben Sie die Felgen gesehen? Die sind mit Mattgold überzogen ...«

»Echt?«, fragt der Kommissar.

»Wenn ich es doch sage. Er hat im Gespräch eine erstaunliche Ausstrahlung, und ich habe gehört, dass er auch Gedichte schreibt, die in der Lokalzeitung abgedruckt werden, die ihm wahrscheinlich wiederum selbst gehört ... Also, ich würde vermuten, dass er viel darum gibt, nicht so alt zu wirken, wie er ist. Aber sobald er den Mund aufmacht, merkt man, dass er ein paar Dinge von sich gibt, die ein gewisses Alter voraussetzen.«

Der Kommissar gibt sich mit der Antwort des Inspektors zufrieden. Für einen Moment vergisst er dessen Ohrring. Eine Hand am Hals rückt er sich einen Stuhl zurecht, um sich an den Kopf der Tafel zu setzen.

»Verzeihen Sie, Berganza hatten Sie gesagt, nicht wahr?»

»Jawohl, mein Herr ... Berganza, bereits ein Leben lang ...«

»Gut, Berganza: Wenn es möglich wäre, würde ich gern etwas Heißes trinken, bevor wir weitermachen. Meine Stimme ist heute Morgen nicht ganz in Ordnung.«

Der Inspektor geleitet den Zeugen mit der Narbe hi-

naus, bevor er in seiner Tasche nach Münzen sucht und seinem Assistenten zu verstehen gibt, dass er einen Kaffee für den Kommissar und Varela besorgen soll. Der Forensiker Prades lehnt dankend ab und fügt hinzu, dass er bereits literweise Kaffee getrunken habe. Als die drei Polizisten und der Mediziner unter sich sind, setzen sie sich an den Konferenztisch. Der Kommissar an den Kopf, Berganza links, Prades rechts. Varela bleibt hinter dem Kommissar stehen. Der erste, der das Wort ergreift, ist erneut Berganza, der sich seines schmuckvollen Ohrläppchens erinnert und hingebungsvoll daran herumfummelt:

»Der Bericht ist noch nicht da, aber ich schätze mal, dass ich Ihnen morgen Vormittag eine Kopie zukommen lassen kann.«

»Schicken Sie die lieber gleich in die Zentrale des Morddezernats, an Rodero. Der ist nur gerade nicht in der Stadt, deswegen bin ich für ihn hierher gekommen, aber er ist eigentlich zuständig. Trotzdem wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mir auch eine Kopie an meine Abteilung schicken könnten. Mir ist gerade aufgefallen, dass es zwölf Jahre her sein muss, dass ich das letzte Mal aus dem Büro herauskam, September 89. Ich könnte mir vorstellen, dass ich überhaupt nicht mehr weiß, wie man einen Bericht fertigstellt, und sei es auch nur über zwei Nachbarn, die sich gegenseitig eine Bierflasche über die Birne gezogen haben.«

Berganza schmunzelt: »Es gibt Dinge, die verlernt und vergisst man nie.«

»Ja... Das heute dürfte von einem solchen Kaliber sein, nehme ich an?«

»So etwas habe ich wirklich noch nie gesehen. Ehrlich

gesagt, freue ich mich schon darauf, wenn wir hier raus sind, und ich mir ein Bierchen genehmigen kann. Oder vielleicht auch drei.« Er grinst wieder, diesmal aber ohne jede Heiterkeit.

»Um wie viel Uhr wurde sie gefunden?«

»Um vier Uhr morgens, von denen aus der Schlachtereirei. Das sind die Jungs, die mit dem Messer umgehen können, damit wir uns richtig verstehen. Der mit den blauen Haaren und der Narbe war der Schlachter. Er saß schon mal sechs Monate lang im Knast, weil er einem Typen das Ohr abgeschnitten hat... Jetzt schneidet er jeden Tag zweihundert Schweinen eigenhändig den Kopf ab. Ich vermute mal, dass so jemand keine starken Emotionen mehr braucht. Sie haben ja sein Gesicht gesehen. Dabei müssten sie erst einmal seinen Arbeitskoffer sehen: Da drin sieht es aus wie bei König Artus. Da ist sogar ein Handschuh drin aus dem Zeug, aus dem man Kettenhemden macht.«

»Werden denn die Schweine immer noch am Hals aufgeschnitten?«

Berganza nickt: »Soweit ich das verstanden habe, hat man sie eine Zeitlang mit elektrischem Strom getötet. Davon scheinen sie aber zu steif geworden zu sein, so dass man sie jetzt nur noch betäubt, damit sie keinen Ärger machen und dann kopfüber aufgehängt. Und dann bekommen sie einen Schnitt in die Halsschlagader und verbluten dann. Aber davon versteht Prades weit mehr als ich...«

Der Kommissar dreht den Kopf nach rechts zu dem Gerichtsmediziner. Der hat die Ellbogen auf dem Tisch aufgestützt und säubert sich sorgfältig die Fingernägel.

»Möchten Sie, dass ich Ihnen berichte, was ich schon

mit ziemlicher Sicherheit sagen kann?«, fragt er, als er die Blicke auf sich ruhen spürt. Mit einem Unterton, der dem Kommissar leicht sarkastisch zu sein scheint.

»Dafür wären wir Ihnen dankbar«, sagt er.

»Gut.« Prades verschränkt die Hände auf dem Tisch und macht eine kurze Pause, um einzuatmen und die Gedanken zu sortieren. »Also, wir haben es mit einer fast vollständigen Leiche einer Frau zu tun, nicht mehr jung, etwa fünfundsechzig Jahre alt, deutlich übergewichtig, weiße Hautfarbe.«

Hier hält er inne und schaut den Kommissar an.

»Ist das alles?«

»Das ist alles, was wir sicher wissen.«

»Und was gibt es an Wissenswertem, was wir noch nicht ganz sicher wissen . . .?«

»Das ist eine unangenehme Frage für einen Gerichtsmediziner. Und ich bin mir sicher, dass sie schon mit einigen von uns zu tun gehabt haben.«

»Die Besten von ihnen konnten sich den Luxus erlauben, auch mal eine Aussage zu riskieren«, sagt der Kommissar.

Bei Prades deutet sich ein Schmunzeln an: »Es gibt nicht so viel zu sagen, wenn man jetzt nur mal von dem ausgeht, was wir gefunden haben. An einem Finger ist ein Schnitt, der mehrere Tage alt ist und leicht infiziert war. Die Wundheilung verlief bei der Person eher schlecht. Man könnte vermuten, dass sie Diabetikerin war, was bei einer Frau in den Wechseljahren und bei diesem erheblichen Übergewicht auch nichts Ungewöhnliches wäre. Wir haben auch kein anderes offensichtliches Indiz für eine Pathologie gefunden, die damit in Zusammenhang stehen könnte. Soweit man das

mit bloßem Auge feststellen kann zumindest. Die Muskulatur ist kräftig und ohne Anzeichen für eine erwähnenswerte Hypertrophie. Krampfadern dagegen haben wir gefunden, die ich aber einer angeborenen Prädisposition zuschreiben würde, die noch begünstigt wird durch ihre Fettleibigkeit und die damit zusammenhängenden Durchblutungsstörungen. Oberhalb der Nasenscheidewand und hinter der Ohrmuschel sprechen Anzeichen dafür, dass sie eine Brille getragen hat. Vermutlich nicht die ganze Zeit, womöglich um Fernsehen zu schauen oder um zu nähen, wofür wiederum winzige Einstiche in den Fingern sprechen . . . Abgesehen von einem Ring am linken Ringfinger, den sie schon getragen haben dürfte, als sie gut vierzig Kilo weniger wog, gibt es keine Anzeichen dafür, dass sie Schmuck getragen hat. Der Körper war von jeglichen Haaren befreit. Auch vom Flaum, so dass wir dazu nicht viel sagen können . . . Die Haut ist vollständig verändert. Trotzdem meine ich Linien erkennen zu können, die von der Sonneneinstrahlung stammen. Ich könnte schwören, dass sie nie an den Strand ging, gleichwohl aber ziemlich viel Zeit im Freien verbrachte. Die Ausgeprägtheit der Linien spricht dafür, dass ihr Kleiderschrank nicht sonderlich variabel war. So trug sie beispielsweise keine ausgeschnittenen Kleider. Außerdem sind alte Einrisse an der Vagina zu erkennen, die ihr irgend so ein Schuster zusammengeflickt haben dürfte, der sich als Geburtshelfer ausgegeben hat. Leere Brustdrüsen, Schwangerschaftsstreifen . . . All das spricht zusammen mit anderen schwächeren Indizien dafür, dass es sich um eine ländliche Hausfrau und Mutter von zwei oder drei

Kindern handelt, die ihrerseits wiederum mittlerweile so zwischen dreißig und vierzig Jahren alt sein dürften ...«

»Das klingt nicht unbedingt nach einem Junkie, oder?«, sagt Berganza und schaut den Kommissar an.

»Ebenso wenig wie nach einem Angriff aus dem All«, rundet der Gerichtsmediziner ab.

»Schön, was können Sie uns sonst noch berichten ...?«, fragt der Kommissar und wendet sich an den Forensiker.

»Habe ich mittlerweile nicht schon genug riskiert?«, fragt Prades.

Im Gesicht des Kommissars spiegelt sich gespielte Enttäuschung, während er mit dem Schnurrbart spielt:

»Ich habe schon mutigere Männer erlebt ...«

In Prades Gesicht deutet sich wieder ein Schmunzeln an: »Aber noch keine treffsichereren ... Also gut, ich werde Ihnen noch vier Details verraten, die Sie interessieren werden. Erstens: Durch die Umstände des Mordes hatten wir die Möglichkeit, den Darm zu untersuchen, ohne eine Autopsie vornehmen zu müssen. Die Person hat zumindest in den letzten vierundzwanzig Stunden vor ihrem Tod nichts Festes zu sich genommen. Zweitens: Zwei der Fußnägel haben sich nicht abgelöst und zwar die an den beiden großen Zehen. Unter beiden waren Spuren aus einer Mischung von Schlamm, Stroh und den Ausscheidungen von Schweinen zu finden. Drittens: Die blauen Flecke und unregelmäßigen Spuren am Gesäß und in den Weichteilen lassen vermuten, dass sie geschlagen, vielleicht auch ausgepeitscht wurde, und zwar *ante mortem*. Viertens: Tiefe Druckstellen deuten darauf hin, dass sie an den

Fußgelenken kopfüber aufgehängt wurde und zwar bevor und nachdem der Tod eingetreten ist.«

»Können Sie die Todesursache präzisieren?«

»Die genaue Todesursache? Zum jetzigen Zeitpunkt nicht. Aber es sieht alles danach aus, als sei sie verblutet. Vermutlich nachdem sie mit einem Messer enthauptet worden ist. Nehmen Sie das als erste Arbeitshypothese.«

»Um welche Uhrzeit?«

»Habe ich mich nicht schon weit genug aus dem Fenster gelehnt?« Ein Schmunzeln, das sich deutlicher abzeichnet. »Es ist unmöglich, die genaue Uhrzeit zu bestimmen: Das hat etwas damit zu tun, dass die Temperatur des Körpers mehrfach erhöht und gesenkt wurde. Außerdem lässt sich natürlich in diesem besonderen Fall nicht von einem gewöhnlichen *rigor mortis* sprechen. Vermutlich so gegen Mitternacht. Aber die Aussage stützt sich mehr auf die Umstände. Wenn überhaupt jemand, dann wäre es an Berganza, hier Vermutungen anzustellen.«

Der Kommissar wendet den Blick nach links: »Haben wir die Kleidung, persönliche Wertgegenstände ...? Den Ring, der ihr zu klein geworden ist ...?«

»Nichts. Wir gehen davon aus, dass sie nackt in einem Viehtransporter hierhergebracht worden ist.«

Berganza spielt immer noch mit dem Ohrring.

»Spuren ...? Ich nehme mal an, dass die Spurensicherung schon da war ...?«

»Ja. Sie sahen sich aber außerstande, den gesamten Schlachthof einzupulvern ... Überall dort, wo man am ehesten mit Spuren hätte rechnen können, haben sie jedenfalls nichts gefunden. Das ist aber auch nicht ver-

wunderlich. Die Geräte reinigen und desinfizieren sich automatisch jeweils am Ende einer Schicht. Wir haben auch keine Fußspuren gefunden, keine Haare, Zigarettensammel, nicht einmal Stofffasern. Rein gar nichts.«

»Könnte das Opfer hier aus der Nachbarschaft kommen?«

»Das nehmen wir an. Sie war mindestens vierundzwanzig Stunden nüchtern. Das deutet darauf hin, dass sie vor ein oder zwei Tagen entführt worden sein muss. Wenn sie aus dem Dorf hier wäre, wäre sie sicher bereits als vermisst gemeldet worden. Selbst wenn sie allein gelebt hätte. Aber schauen wir mal, was sich heute Vormittag noch so alles tut.«

»Hoffen wir, dass wenigstens die Identifizierung gelingt.« Der Kommissar seufzt. »Noch was: Wo haben Sie das Bekennerschreiben gefunden?«

»Das hatte sie zwischen den Lippen«, antwortet Berganza. »Es stand auf einem Blatt Papier. Wir haben alles so belassen, wie es war. Wir wollten erst auf Sie warten, bevor wir die Leiche wegschaffen.«

»Gut, wenn Sie nichts dagegen haben, dann würde ich vorschlagen, dass wir doch gleich mal einen Blick auf das Opfer . . . die Leichenteile werfen. Wir können ja auf dem Weg dorthin weiterreden«, sagt der Kommissar.

»Wollen Sie nicht lieber warten, bis Sie einen Kaffee getrunken haben? Ihnen bleibt ja schon die Stimme weg.«

Genau in diesem Augenblick taucht Berganzas Assistent mit drei Plastikbechern auf.

Varela fühlt sich ein wenig angespannt. Da aber niemand etwas Gegenteiliges sagt, folgt er dem Kommissar, der seinerseits wiederum hinter Prades und Berganza zum Aufzug geht. Sie durchqueren erneut die Eingangshalle Richtung Ausgang und laufen außen am rot-weißen Raumschiff entlang, bis zu dem Punkt des Gebäudes, der von den Büros am weitesten entfernt ist. Dort geht der Asphalt in Morast über, in dem sich tiefe Radspuren abzeichnen. Für den Kommissar sieht es hier hinten aus wie im After des Gebäudes, der gleichwohl möglicherweise sein eigentlicher Schlund sein könnte. Das bestätigt sich, als er hinter dem geöffneten großen Tor die Laderampe sieht und einen Viehtransporter, der davor geparkt ist. Es riecht nach Schweinestall.

»Die erste Station auf dem Kreuzweg«, sagt Berganza. Der Laderaum des Transporters, der neben der Rampe steht, ist in vergitterte Verschlänge unterteilt. Der Kommissar geht zu den unteren Gitterstäben und bückt sich ein wenig. Der Gestank ist umwerfend. Er wirft nur einen flüchtigen Blick auf den Boden, der mit dreckigem Stroh bedeckt ist. Die ein Meter hohen Ställe sind wiederum in mehrere Boxen unterteilt. Varela steckt auch mal kurz die Nase hinein und zieht sie sofort wieder zurück.

»Stimmt der Dreck unter den Fußnägeln mit dem Stroh im Transporter überein?«

»Allem Anschein nach ja«, sagt Prades. »Wie Sie sehen, liegt das Zeug hier überall herum. Was auf dem Boden liegt, ist allerdings besonders zertrampelt und schlammig. An der Leiche habe ich sowohl Strohfasern als auch den Dreck entdeckt. Die Gitter hier an den Boxen

weisen viele Spuren auf, die aber natürlich genauso gut von dem Fahrer stammen können, der normalerweise dafür zuständig ist, sie zu öffnen und zu schließen.

Wir werden sehen.«

»Wenn sie wirklich lebend in so einem Transporter angekommen sein sollte, dann müssten doch auffällige Quetschungen und so weiter zu finden sein ...«, sagt der Kommissar. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass eine Frau in diesem Alter und mit dieser Konstitution in so einer Box ihr Gleichgewicht halten kann. Stellen Sie sie sich vor, der Laster fährt ja. Schon gar nicht, wenn sie auf allen vieren in so einem Verschlag steckt.«

»Das denke ich auch. Es sei denn, sie war zwischen vier oder fünf Schweinen eingeklemmt«, sagt Berganza.

»Wir für unseren Teil haben den Durchlauf jetzt schon zwei Mal mitgemacht. Das erste Mal mit dem Eigentümer, unserem Poeten und Porschefahrer, und das zweite Mal mit dem Schlachter, dem Mann mit den blaugefärbten Haaren. Die beiden hatten durchaus unterschiedliche Vorstellungen davon, wie das abgelaufen sein muss ... Der Schlachter meint, dass die Fahrer versuchen, so viele Tiere wie möglich in eine Box zu bekommen. Dann haben sie weniger Arbeit mit dem Stroh, und die Tiere stoßen sich dann wohl auch weniger an den Gittern. Es scheint wohl so zu sein, dass sie die Tiere, die tot angeliefert werden, sonst nicht abrechnen können.«

»Es ist gut möglich, dass wir da bei der Autopsie noch mehr Hinweise finden werden«, fügt Prades hinzu.

»Brüche, Verletzungen ... Jedenfalls hat sie keinen tödlichen Schlag abbekommen, denn hier ist sie noch lebend herausgekommen, da bin ich mir ziemlich sicher.

Weniger sicher bin ich mir, ob es dann durch die Ställe dort hinten weiterging oder ob sie direkt auf das Band im Schlachthof kam.«

»Die ›Schlachtlinien der Opfer‹, wie sie der Eigentümer nennt«, sagt Berganza. »Man merkt, dass er etwas von Literatur versteht ...«

Die drei vorne, hinter denen Varela herläuft, gehen ein paar Meter weiter.

»Die zweite Station«, sagt Berganza. »Sehen Sie den Schlauch? Die Schweine gehen über diese Rampe hoch ... Normalerweise wollen sie hier nicht mehr weiter ... Wir merken das noch nicht, aber ein Schwein wittert das Blut; sie spüren, dass es ihnen an ihr Leben geht: Sie quieken und bocken ... Der Schlachter erzählte, dass manche davon Krämpfe bekommen oder ihnen die Nerven durchgehen und sie bereits hier an einer Stressattacke verenden. All diejenigen, die es noch auf den Beinen hält, müssen hier weiter ... Meistens geht einer zwischen ihnen und treibt sie mit Fußtritt oder einer Rute weiter ...«

»Könnten das die Spuren auf dem Gesäß sein?«, fragt der Kommissar und schaut den Gerichtsmediziner an. Der nickt.

»So«, fährt Berganza fort, »hier werden sie das erste Mal abgesprüht, um sie grob zu reinigen. Mit kaltem Wasser natürlich und ohne Haarspülung: Das ist ein ziemlich ordentlicher Wasserstrahl, der den Schlamm abspülen soll und sie weitertreibt in die Gaskammer ... So ein Mist: Ich glaube, ich werde nie wieder ein Schweinekotelett essen können, ohne an diese Rampe hier zu denken. Wussten Sie, dass Schweine intelligenter sind als Hunde?«

»Dann kannst Du ja immer noch ein Hundekotelett essen«, sagt Prades abfällig, bevor er sich zum Kommissar dreht: »Ich glaube, die kalte Dusche hat primär gar nicht die Funktion, sie zu reinigen; sie verengt vielmehr die äußeren Gefäße. Das erleichtert später das Ausbluten.«

»Aha«, sagt Berganza. »Hier werden also mit einem sauberen Wasserstrahl ihre Gefäße verengt, bevor sie in die Gaskammer kommen. Die ›Kammer, die sie unempfindlich macht‹, wie sich der Eigentümer ausdrückte.«

»Was für ein Gas?«, fragt der Kommissar.

Der Gerichtsmediziner antwortet: »Normalerweise ist das eine Mischung. Siebzig Prozent Kohlendioxid, dreißig Prozent Sauerstoff. Das scheint besser zu funktionieren als die Elektronarkose: Es wirkt schneller und begünstigt ebenfalls das Ausbluten. Außerdem verursacht es bei den Tieren weniger Brüche und Blutungen in den Kapillargefäßen.«

»Und wie dürfte die Dosis, die dafür berechnet wurde, ein Schwein unempfindlich zu machen, auf eine Person wirken, die sie einatmet?«, fragt der Kommissar.

»Je nach Gewicht dürfte ein Mensch deutlich stärker betäubt da herauskommen als ein Schwein, nehme ich mal an... Der Schlachter meinte, dass ein Hauschwein um die hundertfünfzig Kilo wiegen kann, wenn es zum Schlachthof kommt. Die Leichenteile, die wir... aufgelesen haben, lassen darauf schließen, dass es sich um eine Frau von um die hundertzehn Kilo handeln dürfte, ein ziemliches Gewicht, aber immer noch deutlich weniger als ein durchschnittliches

Schwein. Aber wir wissen noch nicht mit Sicherheit, ob überhaupt die übliche Gasmischung verwendet wurde. Die Einstellungen lassen sich manuell verändern. Dadurch muss der Gashahn je nach Größe und Rasse der jeweiligen Exemplare nicht abgedreht werden.«

»Also«, Berganza übernimmt erneut die Rolle des Cicerone, »auf diesem Förderband kommen sie aus der Gaskammer wieder heraus.« Er greift nach einem Seil mit einer Schlinge, das von einer Führungsschiene herunterhängt. »Hier steht dann normalerweise jemand und bindet ihnen damit die Pfoten zusammen. Während das Band weiterläuft, schnellt das Seil in die Höhe«, er zeigt hoch, um den Blick des Kommissars zu lenken, »und das Vieh hängt dann da kopfüber, bis es dorthin kommt, wo der Schlachter wartet, um ihm den Kopf abzusäbeln. Damit sie dann ›Blut lassen‹, wie der Eigentümer zu sagen pflegt.«

»Das Opfer muss offensichtlich auf die gleiche Weise getötet worden sein«, sagt Prades, »von den Spuren an den Fußgelenken war ja bereits die Rede. Der Tod muss in irgendeinem Augenblick danach eingetreten sein. Offensichtlich nimmt der Stecher einen tiefen Schnitt an der Wamme des Tiers vor, um an die großen Blutgefäße heranzukommen, da wo das Blut in das Herz geht. Das passt gut zu dem, was ich vorgefunden habe. Vorerst kann davon ausgegangen werden, dass es sich auch in unserem Fall so abgespielt hat.«

Berganza ist ein paar Schritte vorangegangen und zeigt auf den nächsten Punkt: »Hier steht König Artus mit seinem Schwert *Excalibur*. Fsst: Hier nimmt er den Schnitt vor, und dann geht's weiter auf der sogenannten ›Entblutbahn‹, wo die Viecher dann endlich ster-

ben. Sehen Sie das? So hängen sie da und werden über die Schiene da oben langsam weitertransportiert. Hier sind den ganzen Flur entlang kalte Duschen wie in einer Waschstraße. Das trägt dazu bei, dass sie schneller ausbluten. Stimmt doch, Prades? Dann wird das Blut in einer Rinne aufgefangen und fließt in einen kochenden Kessel, wo es gerinnt . . .«

»In den hundert Kilo Blutwurst hier im Kessel werden wir vermutlich auch menschliches Blut finden«, sagt Prades, der zwischen dem Kommissar und Varela geht, wobei Letzterer schweigsam ganz hinten läuft. »Mir reicht eine homogene Probe für das Labor. Ich bin ja mal gespannt, was die Richterin mit dem Rest machen wird . . .«

Berganza zeigt jetzt auf eine Art Metallwanne, die einen dichten Verschluss hat: »Das ist die Kammer, in der gebrüht wird.«

»Der Leiter erzählte, dass die Tiere hier bei fünfundsechzig Grad gebadet werden«, Prades ist etwa zwei Schritte vor dem Apparat neben dem Kommissar stehen geblieben. Varela hält sich hinter ihnen und bleibt ebenfalls stehen. »Bei solchen Temperaturen werden die Haare weich, was die Enthaarung vereinfacht, ohne dass sich die Klauen lösen. Bei Menschen hingegen lösen sich die Nägel.« Er nimmt die Hand aus der Hosentasche und verdeutlicht mit einer Handbewegung wie die Nägel von den Fingern springen. »Ich vermute mal, dass wir sie hier in dieser Brühe finden würden, aber ich rate dringend davon ab, näher heranzukommen, das Zeug stinkt wie die Pest.«

Varela riecht nichts Besonderes, geht aber vorsichtshalber einen Schritt zurück. Berganza schreitet bereits

wieder voran zu der nächsten Stelle: »Hier ist der Schönheitssalon«, damit scheint das Stichwort für seinen Ohrring gegeben, mit einer Hand vergewissert er sich, dass er noch am rechten Ort ist. »Dieser Topf nennt sich ›Trockengeißel‹: Fragen Sie mich nicht, wie das Ding funktioniert; ich wollte es nämlich gar nicht erst wissen. Danach kommt etwas zum Absengen. Das machen sie mit Propangasbrennern. Falls der Kunde störrische Haare besitzen sollte, werden die dann hier zum Schluss mit einem Brenner von Hand entfernt. Dort drüben steht die ›Wassergeißel‹, von der ich ebenso wenig weiß, wie sie funktioniert. Aber es klingt so, als wäre es ein Apparat, in dem man wie verrückt abgespritzt wird.«

»Ich glaube nicht, dass unsere Leiche die gesamte Prozedur vollständig durchlaufen hat«, sagt Prades, der erneut rechts neben dem Kommissar steht. »Offenbar ist für jede Schweinerasse eine andere Art der Enthaarung erforderlich, die mehr oder weniger hart ist. An den aufgesammelten Körperteilen sind keine Spuren mehr von Haaren und der Hautoberfläche zu finden. Die tieferen Hautschichten allerdings haben es gut überstanden, so dass . . .«

»Wir haben das Ausweiden noch vor uns, bevor wir in die Halle mit dem Zuschnitt kommen«, sagt Berganza, der auf die anderen wartet und bereits an den Türen mit den Bullaugen steht, die den langen Gang gliedern, den sie jetzt zurückgelegt haben. »›Eviszeration‹ sagt der Eigentümer dazu. Hier werden die Viecher an diesen Trapezen wieder aufgehängt, nur werden diesmal die Läufe gespreizt, damit die Arbeiter leichter ran kommen.«

»Zuerst wird natürlich das Gedärm entnommen«, sagt Prades und macht eine Bewegung, als würde der Strang des Darms bei ihm höchstpersönlich entfernt. »Es ist wichtig, dass sie nicht platzen, weil sonst das restliche Fleisch verdirbt. Danach wird der Magen herausgeholt und zum Schluss die Harnwege und die Zeugungsorgane«, diesmal zeigt er nirgendwo hin, sondern macht eine Handbewegung, als würde er einen Joghurtbecher mit einem Löffelchen auskratzen. »Der Schlachtabfall wird dann analysiert, um sicherzugehen, dass das Schwein gesund ist. Von den übrigen Eingeweiden wird der essbare Teil vom Rest getrennt: Ein Teil kommt sofort in die Kühlanlagen und der Rest wird in eine andere Abteilung geschickt, um ihn für Nebenprodukte auszuschlachten. Als Nächstes wird bereits das Rückgrat mit einer Motorsäge in zwei Hälften geschnitten, der Kopf abgenommen und damit kommen wir auch schon in die Halle, in der sie zerlegt werden.«

»Wollen Sie sich die anschauen oder sollen wir direkt in die Kühlräume gehen?«, fragt Berganza und zeigt mit dem Daumen auf den Raum hinter den Bullaugen. »Eigentlich ist da nichts zu sehen, was für uns von Interesse wäre.«

»Dann lassen Sie uns doch direkt in die Kühlräume gehen«, antwortet der Kommissar.

Berganza legt eine eher unwegsame Strecke zurück, die zu der Zerlege-Halle hinüberführt, die ihrerseits abgeschlossen im Herzen des Schiffs liegt. Hinter ihm geht der Kommissar, die Arme sind auf dem Rücken verschränkt, dann kommt Prades, der die Hände in den Taschen hat, und wie immer kommt ganz am Schluss

Varela, der die Arme vor dem Oberkörper verschränkt und mit einer Hand am Kragen herumnestelt. In dieser Reihenfolge erreichen sie die Abteilung für Verpackung, einen großen Saal mit weiß gestrichenen Betonsäulen. Berganza gestikuliert noch immer herum wie ein Museumsführer: »Hier sammeln die Angestellten die Bestellungen, die sie aus den Metzgereien erhalten, und verpacken sie. Ein Bestellung kann aus einem oder mehreren Teilen von einem oder mehreren Schweinen bestehen, nicht wahr? Beispielsweise könnte sie aus vier Schweinelenden und was weiß ich ... acht Kilo Kotelett bestehen. Und dann müssen die Angestellten durch die drei Kühlhallen laufen und die besagten Teile zusammensuchen.« Er zeigt auf drei große, rostfreie Stahltüren auf der einen Seite und fragt Prades: »Gehst Du hinein ...?«

Prades zieht sich ein paar Latexhandschuhe über, die er aus einer Schachtel gezogen hat, die ihrerseits seine Jackettasche ausbeult, und betätigt den Türöffner zur ersten Kammer: »Hier ist es kalt, die Räume liegen konstant bei zwei, drei Grad über Null ... Wir können einen schnellen Blick hineinwerfen und dann wieder gehen. Sonst wäre es vielleicht besser, uns an der Garderobe ein paar Firmenanoraks auszuborgen. Vorhin waren wir geschlagene zwei Stunden hier drin und haben das Fleisch durchsucht. Die Richterin und der Fotograf waren noch dabei. Trotz Anoraks kamen wir halb erfroren wieder raus.«

Das Licht im Inneren der Kühlkammer ist trüb. Es kommt von einer einzigen nackten Glühbirne, die in der Mitte von der Decke hängt. Prades und der Kommissar gehen allein hinein. Berganza bleibt im Tür-

rahmen stehen und spielt mit seinem Ohrläppchen. Varela bleibt hinter ihm stehen und passt auf.

»Also, alles in allem haben wir sechsunddreißig verschiedene Körperteile gefunden«, erklärt Prades. »Zwölf davon in dieser Kühlkammer, zehn in der nächsten, acht in der letzten und dann gibt es noch sechs lose Teile, die wir uns zum Schluss ansehen werden. Na, dann wollen wir mal sehen ... Hier haben wir die Gedärme und Eingeweide.« Er schiebt einen Wagen und zieht dann etwas von einem schweren Tablett, das seitlich auf Schienen liegt. »Die Leber, die wir suchen, ist im dritten Kasten, da habe ich ein bisschen gebraucht, bis ich die erkannt habe ... Wussten Sie, dass man im Mittelalter menschliche Anatomie an zerlegten Schweinen studiert hat? Die Ähnlichkeit ist verdammt groß ... Alles befindet sich am selben Platz. Organe, die sich nur schwer einordnen ließen, habe ich in Tüten gesteckt, um nicht noch einmal alles durchwühlen zu müssen. Falls Sie etwas sicherstellen wollen ... Ich weiß nicht, wollen Sie irgendetwas im Speziellen sehen ...? Hier sind die Gedärme, auf dem Wagen daneben ist der Magen, hier haben wir den Pankreas, die Ohrspeicheldrüsen ... Das Gehirn ist auf diesem Wagen dort, das Herz hier hinten ... Ich würde Ihnen nicht empfehlen, sich lange mit den Lungen aufzuhalten. Da hat es unserem Fotografen den Magen umgedreht ... Diese Kammer hier hat uns überhaupt am meisten Zeit gekostet hat. Wir haben alles perfekt sortiert und getrennt, aber schauen Sie mal hier«, er öffnet einen Behälter und steckt seine Hand hinein, um die entsprechende Tüte zu suchen: »Sie können sich ja gar nicht vorstellen, wie viel Mühe es

mir gemacht hat, den neun Meter langen Dünndarm zu finden.«

»Ich mag es mir lieber gar nicht erst vorstellen«, sagt der Kommissar und verzieht das Gesicht. »Ich würde mal sagen, das können wir hier als gesehen abhaken.« Sie gehen aus der ersten Kammer hinaus und von dort in die nächste hinein. In dieser lagern Haxen, Ohren, Rückenstreifen, Lendchen, Backenfett ... Prades öffnet einen Behälter und holt ein großes rotes Stück Fleisch heraus.

»Haben Sie schon einmal gesehen, wie eine menschliche Zunge aussieht, die am Kehlkopf abgeschnitten wurde? Im Unterschied zu der des Schweins weist sie sehr viel mehr Geschmackspapillen auf. Das war mir vorher gar nicht so klar. Hier sind die Lendenstücke, die ziemlich viel kürzer sind, als gewöhnlich. Und ... Na, ja, Rippchen, durchwachsener Speck, die Filets ... Der Schlachter meinte, dass auch die Teile vom Eber und der Sau unterschiedlich ausfallen können. Eine gut gemästete Sau habe beispielsweise die besseren Lendchen. Deswegen müssen sie manchmal ein bestimmtes Tier für eine spezielle Bestellung herausuchen. In der Regel jedoch werden die Tiere je nach Tagesbedarf der Reihe nach zerlegt, ohne eigens auf das Geschlecht des Tieres zu achten. In unserem speziellen Fall wurde ein Teil des aufgesägten Körpers auf dem einen Band zerlegt und der symmetrische Gegenpart auf einem anderen. Sie können sich sicher vorstellen, wie sehr mir das noch zusätzlich die Arbeit erschwert hat, um die Leiche in all ihren Einzelteilen zu identifizieren ... Wollen wir weitergehen in den letzten Kühlraum?«

Sie gehen aus der zweiten Kühlhalle hinaus und in die dritte hinein. Berganza und Varela folgen ihnen immer von Türrahmen zu Türrahmen und lauschen von dort aus ihrer Unterhaltung.

»Also, hier haben wir Schinken und Schulterblätter«, sagt Prades. »Das war leicht. Hier sind die Stücke, die uns interessieren und die natürlich sehr viel länger sind als die anderen. Die Beine wurden mit zwei Schnitten vom Rumpf getrennt.« Zur Veranschaulichung dreht er das rechte Bein hin und her, das an einem Haken hängt. Der erste Schnitt verläuft auf der Linie zwischen den Gesäßmuskeln und der zweite senkrecht Richtung Rücken, sozusagen die Tangente zum Darmbein. »Man kann hier noch einen der Einrisse bewundern, von denen ich gesprochen habe«, mit dem Zeigefinger, der in den Handschuhen steckt, führt Prades es vor. »Sehen Sie diese Naht seitlich? Am anderen Bein sieht man es sogar noch besser ... Hier kann man das Übergewicht, von dem ich Eingangs sprach, gut erkennen. Schauen Sie sich mal diese Menge an Fett im Oberschenkel an.« Er klatscht mit der Handfläche auf das Stück Fleisch. »Das Blut, das in der Femoralvene und der Vena saphena verbleibt, wurde durch Druck herausgepresst. Das scheint der übliche Ablauf zu sein ... Wie Sie sehen, sind die Füße noch dran. Hier ist auch der einzige Fußnagel, der dem Abbrühen standgehalten hat.« Er geht ein paar Meter weiter und nimmt ein anderes Stück in die Hand, das nur noch schwer als ein menschlicher Arm zu erkennen ist. »Dagegen wurden bei den vorderen Extremitäten die Hände abgeschnitten. Das macht man in der Regel wohl dann, wenn das Schulterblatt weiter in die

Wurstfabrikation wandert. Gut ... Wie Sie sicher bemerkt haben, fehlen einige wichtige Körperteile noch. Eines davon ist natürlich der Schwanz, aber den haben wir bisher nirgendwo finden können.« Prades grinst, um zu unterstreichen, dass dies als Scherz gemeint war. »Der Rest liegt draußen auf einem Tisch. Gehen wir? Damit kommen wir dann auch zum Schluss. Ich bin seit fünf Uhr früh hier und habe bisher nur Kaffee getrunken. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie ich mich darauf freue, hier aus den Kühlhallen endlich herauszukommen und etwas Warmes in den Magen zu bekommen.«

Die vier entfernen sich von der Kühlung und laufen hinüber zu einem großen Stahltisch, der unter ein paar senkrechten Tafeln steht. Varela ist diesmal der Gruppe ein paar Meter voraus. Er schaut sich die Zettel an, die mit Magneten an der Tafel hängen. Sie sehen nach Bestellungen aus: Fleischwaren Mentilla, El Asador, Metzgerei Hernández ... Unter einer Reihe von Leuchtstoffröhren hat der Tisch etwas von einer gut ausgeleuchteten Insel, die zwischen Metalltafeln liegt. Varela bleibt auf der anderen Seite vor einer niedrigen, blauen Plastikwanne stehen, die mit durchsichtiger Plastikfolie versiegelt ist. Er geht näher heran und sieht verschiedene Stücke rosafarbenen Fleisches, aber ihn interessiert vor allem ein Zettel, der in der Mitte hervorlugt und der unter der Folie zu sehen ist. Darauf stehen mit Filzstift in unpersönlichen Großbuchstaben ein paar Worte. Nach dem Namen einer Fleischerei sieht es eigentlich nicht aus. Er betrachtet das Fleisch genauer. Als er den Blick scharf fokussiert hat, bleibt ihm gerade noch genug Zeit, um sich auf der eigenen

Achse umzudrehen und mit der Faust die Spucke wie in einem Papiertütchen aufzufangen. Ihm kommt die Galle hoch und alles schießt ihm vom Bauch direkt in den Rachen.

»Ihr Assistent ist also schon mal vorgegangen«, sagt Prades mit hochgezogenen Brauen und wendet sich an den Kommissar. »Zum Glück hatte er nur Kaffee getrunken. Der Fotograf vorhin hatte Croissants gefrühstückt...«

»Ist alles in Ordnung, Varela?«, fragt der Kommissar von weitem. Varela versucht zu nicken, während er hustet und Speichel und bitteren Schleim herunter schluckt. Er hat sich fest vorgenommen, hier nicht auf den Boden zu spucken.

»Gehen Sie vor die Tür an die frische Luft, das wird Ihnen gut tun.«

Varela lehnt mit einer Bewegung dankend ab. Das Husten wird schwächer. Als die drei ihn nicht mehr weiter beachten, merkt er, dass er feuchte Augen bekommen hat und die rechte Hand voller Schleim ist. Ein Taschentuch hat er nicht dabei. Daher reibt er sich mit dem Ärmel der Uniform über die Augen und steckt dann die Hand in die Hosentasche, um sie innen am Futter abzuwischen. Gleich darauf spürt er, wie die Feuchtigkeit bis zum Oberschenkel durchschlägt. Nach und nach erholt er sich. Sobald die Atmung wieder ruhig ist, geht er zurück zu den anderen an den Tisch.

Der Kommissar und Prades stehen vor dem Tablett. Berganza sitzt einen halben Meter davon entfernt auf dem Tisch, lässt die Beine baumeln und knetet sein Ohrläppchen. Prades gibt Erläuterungen, und der Kom-

missar hört mit auf dem Rücken verschränkten Händen zu.

Varela holt tief Luft und geht noch ein Stückchen näher heran. Über die Schulter von Prades, der um einiges kleiner ist als der Kommissar, kann er ein bisschen was sehen. Entscheidend wird sein, sich nicht schlagartig dem Ganzen auszusetzen. Zuerst schaut er nur auf den oberen Teil des Ensembles, wobei er mit Hilfe von Prades Schultern den Rest verdeckt. Nun wagt er es, sich die Augen anzuschauen. Erst eins und dann beide zugleich. Tief eingefallene, leere Augen ohne Wimpern und Augenbrauen, die über dem unteren Lid geschlossen sind. Die Nase sieht an der Spitze ein bisschen rot aus, womöglich ist da ein Blutfleck. Im Mund steckt ein viereckiger Zettel, der die Unterlippe und das halbe Doppelkinn verdeckt. Der Ausdruck ist gleichwohl gelassen, fast selig wie bei einem schlafenden Buddha. An den Seiten des Kopfs, dort wo man die Ohren erwarten würde, liegen die Hände, von denen man – jeweils dicht an den Wangen – den rundlichen, weißen Handrücken sieht. Nur am Schnitt an den Handgelenken sind auf der rosafarbenen Blässe frisches Blut und auch ein paar weißliche Sehnen zu sehen. Die Finger sind leicht gerötet und geschlossen.

Prades redet unterdessen ununterbrochen weiter: »Man sagt, dass der römische Kaiser Elagabal eine Vorliebe für Schweinezitzen hatte. Wie wir alle wissen, waren die Römer ein wenig eigen... Der Eigentümer des Schlachthofs meinte, es sei nicht mehr üblich, Delikatessen dieser Art zu verspeisen, aber so wie es aussieht, hatte unser Künstler die Absicht, uns wie echte Feldherren zu bewirten.«

Varela kann der Versuchung nicht widerstehen, durch den Spalt zwischen Prades und dem Kommissar zu linsen, um sich die ganze Kiste anzusehen. Erst in diesem Augenblick wird ihm mit einem Mal bewusst, dass der Ekel, mit dem er sich aus rein polizeilicher Pflichterfüllung langsam an das Ensemble herantastete, in sensationsgieriges Interesse umgeschlagen ist. Seine Beine zittern. Er spürt eine Mischung aus Aufregung und Scham wie ein kleiner Junge, der voller Eifer einen Käfer quält.

In dieser emotionalen Verfassung betrachtet er noch einmal den Zettel, der im Mund steckt, und die Worte, die darauf stehen: IM NAMEN DES SCHWEINS. Worte, die ihm beim ersten Lesen völlig unverständlich erschienen, aber die mit einem Mal Sinn ergeben. So wie sich ein dunkles Liebesgedicht erst dann erschließt, wenn man eines Tages endlich verliebt ist.

Der Garten der Lüste

Im Paradies

T: Kaukasier, männlich, athletisch gebaut, dunkle Augen, dunkle Haare, dreiundvierzig Jahre alt. T betritt einen koreanischen Selfservice auf der 7. Avenue, Ecke 37. In der Schlange, die sich vor der Waage gebildet hat, steht ein Weißer, zu klein, um Angelsachse zu sein, der sich weigert, die acht Dollar zu bezahlen, die ein alter Mann mit langen Bartfäden, der das Essen abwägt, von ihm verlangt. Fu Man Chu an der Waage. Beide streiten sich in anschwellender Lautstärke, bis sich ein anderer asiatischer Angestellter auf Wink des Alten nähert und dem kleinen Weißen das Tablett aus der Hand reißt. Durch diese trockene Bewegung landet ein Teil der chinesischen Nudeln auf dem Boden. Der Weiße beginnt herumzubrüllen und nach der Polizei zu rufen: *Help me! Police!* Da die Polizei gerade mit dringenderen Angelegenheiten beschäftigt sein dürfte, nehmen sich zwei Angestellte in Restaurantuniform der Sache an, schnappen sich den kleinen Weißen und setzen ihn in hohem Bogen an die Luft. T ist als nächster dran. Fu Man Chu wiegt sein Tablett ab und sagt *nine fifteen*. T zahlt ohne zu mucksen und versucht, nicht auf die Nudeln auf dem Boden zu treten. Er geht mit dem Tablett nach oben an die Tische und setzt sich an einen Tisch nahe der Fensterfront, mit Blick auf die Avenue und die auf ihr gestapelten Müllsäcke. Am linken Nebentisch sitzen zwei alte Schwarze. Gekleidet wie *jazzmen*. Rechts daneben vier junge Katalanen, die in ihrer Sprache plappern. Die Unterhaltung der Schwarzen ist behäbig, hat lange Pausen. Die der Katalanen ist amüsan und sprudelrig. T isst sein Potpourri

aus paniertem Gemüse, würzigen Hühnerflügelchen und karamelisierten Rippchen in roter Gelatine, die er mit großem Vergnügen abnagt. Als er aufgegessen hat, räumt er die Reste vom Tablett in den Müll. Dann kehrt er zurück auf die Straße, wo er einem verwahrlosten Schwarzen ausweicht, der auf's Grässlichste alle beschimpft, die aus dem Lokal herauskommen. Diogenes in Rage.

T zündet sich eine Zigarette an und fügt sich in den Strom der Passanten ein. Er läuft hinter einem Weißen her, der um die fünfzig sein dürfte, ein Dickmops im Anzug und mit Krawatte, der insgesamt sehr konventionell aussieht, abgesehen von seinem wiegenden Gang und der fuchsienfarbenen gesäumten durchsichtigen Tragetasche, die an einem Schulterriemen an ihm herunterbaumelt. An der Ecke zur 35. biegt ein Taxi ab, ohne am Fußgängerüberweg zu halten. Der Dicke flucht lauthals und haut mit seiner Tasche auf den Kofferraum. T bleibt etwas zurück, um sich von ihm zu distanzieren. Trotz all dem ist die Zigarette erst halb aufgeraucht, als er unter der Markise vom Hotel Pennsylvania eintrifft.

Er raucht sie an die Wand gelehnt zu Ende. Der Hoteljunge in seinem Mäntelchen und der Kappe, der für die Gäste die Taxis herbeiruft, bietet den auf der Straße versammelten Rauchern ein kostenloses Schauspiel: Statur von zwei Metern, Umfang von vier gewöhnlichen Männern und beansprucht ohne Hemmungen die Fahrbahn, gestikuliert, erteilt lauthals Anweisungen und pfeift auf seiner Trillerpfeife: Goliath regelt den Verkehr.

T tritt die Zigarette aus und betritt die Lobby durch

den großen zentralen Eingang. Bahnstimmung, Leute kommen und gehen, bilden vor der Rezeption Schlangen, die von roten Absperrbändern in Bahnen gehalten werden. Auch vor den öffentlichen Fernsprechern steht eine Schlange. T beschließt, sich vor der Siesta kein einziges Mal mehr in einer Schlange anzustellen. Das Sicherheitspersonal bittet ihn auf seinem Weg zu den Aufzügen, die Karte seines Hotelzimmers vorzuzeigen. Ein muskulöser Farbiger in einem dunklen Anzug mit sechs Knöpfen, orangefarbener Krawatte und rasierten Koteletten. Als T seine Brieftasche hervorholt, winkt ihm der Mann bereits durch: *O.K., I remember you.*

Knapp verpasst er einen überfüllten Aufzug. Unmittelbar darauf kommt eine alte, weiße Dame mit Plastiktüten beladen und einem schiefen Wägelchen aus dem Keller herauf. Ungekämmt, schlampig angemalte Lippen; ein Regenschirm mit kleinen *Tour-Eiffel*-Aufdrucken schaut aus ihrem Gepäck hervor. Der Fernseher mit TFT-Bildschirm über der Anzeige des Fahrstuhls strahlt lokale Nachrichten aus. Die alte Dame parodiert das Plappern des Moderators und beschwert sich mit rauchiger Stimme über den Dialekt der Stadt. T, der lokale Akzent nicht unterscheiden kann, lächelt sie an. Die alte Dame erhofft sich etwas mehr und als sie in ihrem Stockwerk ankommt, verabschiedet sie sich mit einem ganz und gar aufdringlichen *See you later, alligator*. T steigt im 15. Stock aus und läuft mit erprobter Genauigkeit durch das Gewirr der schwach beleuchteten Flure. Während er seine Tür aufschließt, hört er die Stimmen von zwei Zimmermädchen, die spanisch sprechen. Im Hintergrund das

Schnauben des Staubsaugers, der sie verfolgt wie ein Satyr. Die Jungfrauen und der Minotaurus im Labyrinth.

Als T das Zimmer betritt, sieht er, dass sein Bett noch nicht gemacht ist. Das heißt vermutlich, dass niemand mehr kommt, um es zu machen, falls er drinnen bleibt. Das Bett ist nicht das Problem, aber das Wasser aus der Dusche überschwemmt das Bad. Er wird den restlichen Tag durch die Pfützen waten müssen. Nasse Strümpfe, feuchte Spuren auf dem von Zigaretten verbrannten Teppichboden. Er tritt an das Schiebefenster, das auf einen tiefen Innenhof geht. Gegenüber sind lediglich ein paar Dutzend Fenster desselben Hotels zu sehen sowie ein paar Schuhe, die zum Lüften auf den Fensterbrüstungen stehen. Das Rauschen des Verkehrs, Sirenen, der Eindruck eines Stimmengewirrs und allgemeiner Betriebsamkeit. Ein Metallstift sorgt dafür, dass sich die Scheibe am Fenster nur eine Handbreit nach oben schieben lässt. T schließt das Fenster ganz. Dreht dann an den Schaltern der Air-Condition, verpasst ihr ein paar Klapse, weil sie klappert wie ein Sportflugzeug. Er setzt sich auf das Bett, greift zum Telefon und wählt die Nummer der Rezeption. Er vertraut darauf, dass jemand am anderen Ende spanisch sprechen wird.

So ist es: Er muss der Dame am Empfang nur die Nummer geben, ein bisschen warten und alle Arten von Pieptönen über sich ergehen lassen.

»Ja, hallo«, sagt eine klare, männliche Stimme deutlich vernehmbar.

»Kommissar ...«

»Menschskinder, der Weltreisende ... Wie geht's ...?«

»Gut, ich bin gestern Abend angekommen ...«

»Und wie lief es? Alles gut?«

»Der Flug war gut. Das Hotelzimmer ist miserabel. Aber ich habe ganz schön gestaunt, als ich die ersten Wolkenkratzer gesehen habe. Unsere sehen dagegen aus wie Spielzeug.«

»Ja, ja ... Und wie ist die Stimmung ...?«

»Im Zentrum sind so viele Menschen unterwegs ... Gestern bin ich gleich bis in die Puppen um die Blöcke gezogen. Nach der Reise habe ich dann heute Mittag bis nach zwölf geschlafen. Hier ist es jetzt drei Uhr Nachmittag.«

»Wir essen gleich zu Abend ... *Tortilla de patates*. Also ist alles okay, ja? ... Und Dein Englisch? ...«

»Tss ... Die sprechen hier so schnell, aber verhungern werde ich wohl nicht ...«

»Warst Du schon am Institut?«

»Nein, ich warte das Wochenende noch ab, bevor ich den Antrag stelle. Um die Stadt ein bisschen kennenzulernen ...«

»Das ist eine gute Idee ... Lass es Dir gut gehen. Es ist toll, dass Du hier mal rausgekommen bist ...«

»Und was ist mit der Uni-Pork-Geschichte?«

»Eieiei, mein Lieber ... Ich stehe in Kontakt zu den Psychos ... Kennst Du Puértolas ...?«

»Du brauchst kein Wort mehr zu sagen ... »Mmmmm, nicht wahr?«, »Natürlich« ... Hat er Dir noch nichts vom *Garten der Lüste* erzählt, das ist wie eine Obsession bei ihm ...«

Das Kichern des Kommissars ist zu hören: »Ja ... Und von einem Schwein mit Nonnenschleier und vielen anderen Dingen ... Gut, hör mal ... Pass auf Dich auf, ge-

nieß es so sehr Du kannst ... Der Anruf wird Dich ein Vermögen kosten ...«

»Gib Mercedes einen Kuss ...«

»Mach ich auf der Stelle ... Melde Dich bald wieder, ja?«

Als T aufgelegt hat, zieht er sich aus, programmiert seine Armbanduhr, damit sie ihn in einer halben Stunde weckt und legt sich auf das Bett. Er schließt nicht sofort die Augen, sondern schaut sich die Risse auf der gestrichenen Tapete an. Wie sich die Farbtöne verändert haben an den Stellen, wo früher mal ein Bild hing. Der Originalton des Hotels, als es 1917 eröffnet wurde, muss ein fast heiteres Blau gewesen sein, das man noch hinter den Nachttischchen und im Einbauschränk bewundern kann. Aber vierundachtzig Jahre später ist daraus ein unbeständiges Lagunengrün geworden. Vor T hängt hinter einem durchsichtigen Plastikrahmen lediglich ein Bild: *Madonna mit Kind vor einer Landschaft*, Giovanni Bellini, Öl auf Holz, 109 34, Pinacoteca di Brera. Die Schrift am unteren Rand kann man nicht lesen, aber T kennt die Angaben auswendig.

Er schaut an die Decke und versucht zu überschlagen, wie viele Leute wohl bereits in diesem billigen Bett geschlafen haben. Mit diesen Schiebefenstern, die sich kaum öffnen lassen, damit sich niemand in den Innenhof stürzt. Den warnenden Schildern, keiner fremden Person die Tür zu öffnen. Bei seiner groben Kalkulation kommen Tausende von Neuankömmlingen heraus, die hier ihr Glück versucht haben oder vor einem bescheideneren Glück in irgendeinem anderen Winkel der Erde davongelaufen sind. T fragt sich, wieso er sich wohl gewünscht haben könnte, in einer so dreckigen,

alten Stadt zu leben, die voll ist mit Verrückten, die schimpfen und herumschreien ... Er sucht nach einer knappen Antwort und ist überrascht, dass ihm sofort eine einfällt: Er möchte in dieser Stadt bleiben, weil sie lebt. Möglicherweise ist sie auch schon tot, aber trotzdem brodeln es unentwegt vor Betriebsamkeit. Wie es in einem toten Hund von Millionen von Würmern brodeln, die eifrig darum bemüht sind, in dem Kadaver zu überleben.

Er überlegt, dass es wahrscheinlich eine gute Idee sein wird, sich beim Ministerium um ein Aufenthaltsstipendium zu bemühen. Wenig später schläft er ein und träumt, er sei ein Wurm in einer glibberigen Materie, die unerwartet angenehm riecht.

Es ist Dienstag. Eine Woche ist vergangen, seit T in der Stadt ist. Er trinkt seinen ersten morgendlichen Kaffee auf der Straße, in Gesellschaft einer Gruppe von Rauchern. Es ist, als würden sie sich gemeinsam vor dem Schwarm der Büroleute verschanzen, die über die 7. Avenue stürmen wie die Lachse beim Laichen. Die Raucher sind nie dieselben, aber zwischen ihnen existiert eine gewisse Verschworenheit wie die von Landsleuten in einem fremden Land oder von Jugendlichen, die sich auf einer Party zurückziehen, um Drogen zu nehmen. Der amerikanische Kaffee beginnt ihm immer besser zu schmecken. Zumindest die erste Tasse am Morgen. Da weiß der Körper die zuckersüßen und koffeinreichen Schlucke besonders zu schätzen. Es ist das beste Nahrungsmittel, um sich in dieser Hektik

auf den Straßen zurechtzufinden. Alle um ihn herum scheinen genau zu wissen, wohin sie gehen wollen und wirken wild entschlossen, dort so schnell wie möglich anzukommen. T ist sich da nie so sicher. Er hat den ganzen Vormittag Zeit, um eine banale Formalität zu erledigen: Er will heute am Institut vorbeischaun und sich wegen der Stipendien informieren. Aber wenigstens hat er damit heute ebenfalls einmal ein konkretes Ziel, dass es Schulter an Schulter mit den anderen Würmern in der Leiche umzusetzen gilt.

Er setzt sich auf die Treppenstufen des Madison Square Gardens, um die Zigarette zu Ende zu rauchen. Wenige Meter entfernt von ihm hockt ein fürchterlich übergewichtiger Mann mit einem dreigeschossigen Sandwich, aus dem die Mayonnaise tropft, vor einem Campingtisch, der wiederum mitten auf dem Bürgersteig steht. Er ist schlecht rasiert, schlechter noch frisiert und trägt offensichtlich keine Strümpfe in seinen Sportschuhen, denen auch die Schnürsenkel fehlen. Auf dem Campingtisch befindet sich außer seinem elefantenhaften Ellenbogen noch ein riesiger Becher Coca-Cola. Mayonnaise und Salat liegen herum, die aus dem Sandwich gekleckert sind. Ein Plastikbehälter steht dort mit ein paar Münzen und auf dem Boden liegen zusammengerollte Geldscheine. Daneben steht ein Schild, auf dem in großen, handgeschriebenen Buchstaben mit Filzstift steht: HELP FOR THE HOMELESS. Trotz seiner Gelüste auf wehrlose Sandwichs, hat die Person etwas Seliges an sich. Diese räudigen Knöchel und zerzausten Haare. Er sieht aus wie eine Art himmlisches Wesen, das mitten zur Stoßzeit Gestalt angenommen hat. Irgendwann stopft er sich

den letzten Rest des Sandwichs in den Mund, schüttet die Coca-Cola hinterher, um besser schlucken zu können und fängt an, mit kaputter, aber überaus kräftiger Stimme zu rufen: *A help for the homeless, ladies and gentlemen, a help for the homeless . . .*

Das Schauspiel hat T Appetit gemacht. Jemanden zu sehen, der mit so großer Lust isst, hat ihn auf die Idee gebracht, irgendwo, wo es normales Besteck gibt, vernünftig frühstücken zu gehen. Er macht seine Zigarette an einer Treppenstufe aus. Dann steckt er, bevor er sich in den Straßenverkehr stürzt, einen Zehn-Dollar-Schein in den Behälter jenes überproportionierten Engels. Und der Engel bricht, wie eine Puppe auf dem Jahrmarkt, die vom Obolus angeknipst wird, in dankende Rufe aus: *Thank you, sir, God bless you, sir . . .* Dann macht er sich auf den Weg Richtung Osten und nimmt seinen Rhythmus auf. 34., Fifth Avenue, 42. Er erreicht mit konstanter Durchschnittsgeschwindigkeit die Lexington Avenue und bleibt vor einem Café stehen. Es sieht elegant genug aus, um ein anständiges Besteck erwarten zu dürfen. Tische sind frei. Der mexikanische Kellner bedient ihn freundlich und redet mit ihm spanisch. Die Eier sind *sunny side up* und das Löffelchen zum Kaffee ist aus echtem Metall. T legt zehn Dollar extra auf den Tisch. Für das Lächeln und das Löffelchen. Dann geht er hinaus, um zu rauchen. Während er sich schnell die Zigarette ansteckt, sucht er die Adresse des Instituts heraus, die auf der Rückseite eines Visitenkärtchens steht. Es ist ganz in der Nähe: 42. East. Allerdings braucht er eine Weile, bis er die Hausnummer zwischen den Baugerüsten und Werbeplakaten entdeckt hat.

Als er den Eingang gefunden hat, bringt er eine schwere Drehtür in Schwung, wie ein Hamster sein Rad. Er gelangt in die Empfangshalle aus Marmor. Alte Kronleuchter hängen an der Decke. Der Pförtner in Uniform schaut ihn an, ohne etwas von ihm zu wollen. T geht in einen der alten Fahrstühle hinein, die noch aus Holz und Messing sind, und drückt auf den Knopf mit der 11. Beim Herauskommen sucht er nach der Tür: INSTITUTO DE ESTUDIOS APLICADOS steht auf Spanisch auf dem Schild. Er drückt die Klingel. Die Tür wird mit einem metallenen Geräusch freigegeben und im Inneren erwartet ihn eine hübsche Dame mittleren Alters, die hinter einer Empfangstheke sitzt. Diane Keaton an der Rezeption. Haarfarbe und Haut passen nicht recht zu einer Latina. T befürchtet, dass er sich ab jetzt mit seinem Englisch durchschlagen muss. »*Good morning ... Excuse me, do you speak Spanish?*«
»Na klar ... Womit kann ich Ihnen behilflich sein?«, amerikanischer Akzent.
»Danke ... Mein Englisch ist noch nicht besonders gut ... Also: Ich bin ein Mitarbeiter aus Spanien, Inspektor ... Mir wurde in Spanien gesagt, dass Sie für die Aufenthaltsstipendien des Ministeriums zuständig sind.«
»Ah ja ... Haben Sie irgendeine *ID* zur Hand? Dann bräuchte ich noch den Code.«
»Ich habe meinen Ausweis und die Plakette dabei.« T sucht in seiner Brieftasche und holt sie heraus.
»Meine Kennnummer ist 245/B/987/400012«, er diktiert die Nummer langsam. Diana Keaton gibt sie in ihren Computer ein. Dann nimmt sie sich den Ausweis und vergleicht die Daten und das Foto.

»Ah ja ... ist O.K. Die Kollegin, die dafür zuständig ist, befindet sich augenblicklich außer Haus. Wenn Sie einen Moment warten möchten ...? Es wird nicht lang dauern. Sie ist bereits vor etwa zwanzig Minuten zum *breakfast*.«

Das Telefon klingelt und die Keaton entschuldigt sich, um abzunehmen. T zieht die Sessel in Erwägung, die für Besucher vorgesehen sind. Er hat aber gar keine Lust, sich zu setzen. Zum Zeitvertreib schaut er sich die Heftchen an, die in einem Ständer ausliegen. Dann geht er in das kleine Labyrinth der Bibliothek, das aus stattlichen Regalen im Flur besteht. Nach kurzer Zeit ist ein Klingeln an der Tür zu vernehmen. Er hört, wie die Keaton die Schließanlage betätigt. T hebt den Blick von den Bücherregalen, um zu sehen, wer kommt. Ein schlichter Reflex. Eine brünette, eher noch leicht rotblonde Frau geht zur Empfangstheke und redet auf Englisch mit der Keaton. Wie es aussieht, amüsieren die beiden sich prächtig. T kann ihr Gesicht nur sehr flüchtig erkennen, aber sie scheint noch sehr jung zu sein. Durch das grüne Kleid mit Schottenmuster sieht sie aus wie aus einem irischen Bilderbuch. Weiße Bluse, braune Schuhe mit Pfennigabsatz und eine kleine, dazu passende Tasche. T interessiert sich nicht länger für die Bücher. Er beobachtet die beiden durch die Zwischenräume in den Regalen. Ihre Haare sehen geschmeidig, trotzdem aber dicht aus, was man an der Locke sieht, die sie wie eine Heldin von Hitchcock hochgesteckt hat. Eine Frisur (und ein Kleid und eine Tasche und ein Paar Schuhe), die Frauen seit fünfzig Jahren nicht mehr tragen. Manche Frauen sogar schon länger nicht. Aber diese Frau da, die in dieser Verklei-

dung herumspaziert, sieht ganz so aus, als würde sie der Keaton einen Witz erzählen. Sie wiegt die Beine ein bisschen auf ihren Absätzen und legt die Hände an die Hüften, wie ein Cowboy kurz bevor er zieht.

T geht aus dem Gang mit den Bücherregalen heraus, um etwas mehr von dem Witz mitzubekommen oder um zumindest ein bisschen mehr von dem aufzuschnappen, was das Mädchen in dem irischen Kleid zum Besten gibt. Sie imitiert auf beachtliche Weise eine tiefe, männliche Stimme und redet wie ein Wasserfall. Seine Schritte sind jedoch beim Näherkommen zu hören. Zudem schweift Keatons Blick für den Bruchteil von Sekunden zu ihm herüber. Daher dreht auch das Mädchen in dem irischen Kleid ihren Oberkörper zu ihm um, während sie mit gebeugtem Rücken, ausgestrecktem Hintern und wippenden Beinen dasteht, ohne die imaginären Revolvertaschen loszulassen. Für einen Augenblick erinnert ihn ihr Gesichtsausdruck an Popeye. Eine Augenbraue ist hochgezogen, und mitten in ihrem schiefen Mund steckt vermutlich gerade eine imaginäre Zigarre. Sekunden später haben sich ihre Gesichtszüge geglättet. Sie hat sogar fast einen normalen Gesichtsausdruck angenommen und sagt mit ihrer weiblichen Stimme zu T: »O.K., *just a minute: it's just a joke.*«

T hat begriffen. Ihm fällt aber so schnell nichts auf Englisch ein, so dass er sie anlächelt und nickt. Das Mädchen im irischen Kleid setzt daraufhin wieder ihr Popeye-Gesicht auf, um der Keaton den Witz zu Ende zu erzählen, die wiederum so aussieht, als wäre sie kurz davor, in schallendes Gelächter auszubrechen. Jetzt zieht der vermeintliche Revolverheld die imaginäre

Knarre, hält sich das Ding an die eigene Stirn und lässt mit rauchiger Stimme einen Wortschwall los, bevor er den Pistolenschuss hört: *bang, bang.*

T hat überhaupt nichts von dem Witz verstanden, aber die zwei Frauen lachen sich auf ansteckende Art und Weise schlapp. Besonders als sie versuchen, das Gekacker nach wenigen Sekunden wieder zu unterdrücken, um vor T die Form zu wahren. T kann nicht verhindern, dass er von einem Ohr über das andere breit grinst, was sicherlich eher ein wenig dümmlich aussehen dürfte.

»Entschuldigen Sie ... Dieser Herr wird denken, wir hätten sie nicht mehr alle ...«, sagt die Keaton und hält sich immer noch eine Hand vor den Mund.

»Ach was ... Der Witz scheint gut gewesen zu sein«, sagt T.

»Entschuldigen Sie ... Es ...«

Beide brechen wieder in Gelächter aus. Diesmal machen sie dieses nasale Geräusch, das entsteht, wenn man versucht, das Lachen zu unterdrücken; was die Albernheit der beiden natürlich nur noch zusätzlich anheizt. Das Mädchen im irischen Kleid steht mittlerweile wieder aufrecht auf ihren Absätzen. Ihre Figur wird durch das Kleid betont. Sie erweist sich nun als die Wunschvorstellung eines jeden Schneiders: Alles sitzt exakt am rechten Fleck, so wie man es sich nicht schöner hätte erträumen können. Gleichzeitig sieht das junge Model so aus, als könne man mit ihr eine Szene mit Cary Grant drehen. Die beiden beim Aperitif. Es ist unwiderstehlich, sie von Kopf bis Fuß in dieser Kleidung anzuschauen. T fühlt sich plötzlich unsicher. Erstens hat er den Witz nicht verstanden und

kann deshalb nicht richtig mitlachen. Zweitens trägt er ungeputzte Schuhe und ein Militärhemd für sieben Dollar, das er sich an so einem Stand auf der 34. besorgt hat. Das Einzige, was ihn tröstet: Er hat nicht so schmale Schultern wie Cary Grant und auch keinen so krummen Rücken.

»Ähm, also«, sagt die Keaton und versucht, sehr ernst und normal zu reden. »Aaah, Suzanne«, sagt sie zu dem Mädchen und redet jetzt auch mit ihr auf Spanisch, »dieser Herr würde sich gern etwas genauer über Aufenthaltsstipendien informieren. Er ist ein Mitarbeiter, Spanier, Chefinspektor. Wärest Du so lieb und würdest Dich darum kümmern?«

Das junge Mädchen im irischen Kleid wendet sich nun ganz offen an T. Sie macht eine Handbewegung, als trockne sie sich eine Träne ab: »Entschuldigen Sie mich bitte noch für eine Minute. Meine Wimperntusche ist sicher im Eimer...« Sie zeigt auf einen Tisch im Büro. »Möchten Sie sich in der Zwischenzeit schon mal setzen? Ich bin gleich bei Ihnen.«

T hat das Gefühl, dass sie mit einem trockenen, dichten Akzent aus dem Norden Spaniens spricht. Aber vor allem sieht er in diesem Moment eine verblüffende Ähnlichkeit.

Beim ersten Gespräch im Instituto de Estudios Aplicados findet T bereits einige persönliche Dinge über die junge Dame im irischen Kleid heraus. Zunächst einmal, dass sie Suzanne heißt: Suzanne Ortega (»Wie Ortega y Caset, der Erfinder des Tonbandgeräts«, eine Be-

merkung von ihr am Rande). Des Weiteren ist ihr Vater Spanier und ihre Mutter Irin (dazu macht sie rhythmische Bewegungen mit dem Kopf und lässt zwei Finger über den Tisch tanzen als wären sie die Beine einer keltischen Ballerina). Und sie ist seit drei Monaten in der Stadt und wohnt mit zwei Mädchen zusammen. Irgendwo zwischen Chelsea und dem Village. Das wird nicht weiter spezifiziert. Schließlich hört er heraus, dass auch sie nicht gern mit Plastikbesteck isst, was sie damit veranschaulicht, dass sie ein imaginäres Fleischklößchen aufzuspießen versucht, bis es angsterfüllt vom Teller rollt und zu guter Letzt über den Tisch hüpf: pling, pling, pling.

All diese Informationen entnimmt er während des Ausfüllens des Fragebogens eingestreuten Bemerkungen. Die Fragen wiederum übersetzt das Mädchen nach und nach und füllt mit den Antworten dann das Formular aus. Infektionskrankheiten? Keine. Aktuelles Gewicht? Siebenundachtzigeinhalb. Änderungen im Familienstand? Nein. Kinder seit der letzten Aktualisierung der Daten? Äußerst unwahrscheinlich. Die meiste Zeit über macht sie dazu irgendwelche Faxen. Zum Beispiel veranschaulicht sie »Infektionskrankheiten«, indem sie ihr Gesicht vollständig in Falten legt und durch eine besondere Stellung der Nasenflügel und Finger jemanden nachmacht, der besonders darauf achtet, so wenig wie möglich mit etwas in Berührung zu kommen. Die Befragung erweist sich als ausgesprochen amüsan. T kommt aus dem Schmunzeln gar nicht mehr heraus. Er antwortet gut gelaunt, manchmal sogar auch scherzhaft. Trotzdem würde er am liebsten für ein paar Sekunden ganz unverstellt ih-